

Isolde Albrecht

Das versteckte Geschlecht

Zur geschlechtskonturierenden Wirkung gebräuchlicher Arbeitsbegriffe

Geschlechtsspezifische Berufswahl ist ein pädagogisches Dauerthema, das seit über 20 Jahren Gegenstand zahlreicher Expertisen und Projekte ist, ohne dass sich Wesentliches geändert hätte. Trotz Angleichung des Stellenwertes, den Beruf in den Lebensentwürfen von jungen Frauen und Männern (Fobe und Minx 1996) einnimmt, unterscheiden sich die berufsinhaltlichen Interessen nach klassischem Muster. Junge Männer wollen mehrheitlich in die Bereiche Bau, Elektrotechnik und Metall. Junge Frauen bevorzugen soziale, pflegerische und pädagogische Berufe (Fobe und Minx 1996, Klevenow 1996), an ihrer Zurückhaltung gegenüber technischen Inhalten hat sich wenig verändert (ebd.). Untersuchungen zur Werbung von Mädchen in die neuen IT-Berufe ergeben, dass diese sich wenn, dann für solche IT-Berufe interessieren, deren Bezeichnung gestalterische und soziale Bezüge versprechen (Ulrich et al 2004). Lediglich ökonomische und verwaltungstechnische Berufsbereiche sind für beide Geschlechter gleichermaßen interessant (Fobe und Minx 1996). Die damit einhergehenden Probleme sind ausgiebig erörtert: Geschlechtliche Teilung des Arbeitsmarktes gilt als eine der wichtigsten Modalitäten von Geschlechtshierarchie und geschlechtlicher Identitätszuschreibung. Noch immer ist technische Gestaltungskompetenz ein Merkmal männlicher Arbeit. Soziale Fähigkeiten, die aus traditioneller Frauenarbeit erwachsen, werden weiterhin als „weibliche Eigenschaften“ kultiviert und in technischen Arbeitskontexten mehr schlecht als recht adaptiert. Die Konzentration von Frauen auf wenige Berufe beinhaltet große soziale Nachteile und verbindet sich mit dem Effekt, dass zeitaufwändige Familienaufgaben schon aus finanziellen Erwägungen bei den Frauen verbleiben.

Spätestens seit den wenig erfolgreichen Kampagnen zur Werbung von „Mädchen in Männerberufe“ ist deutlich geworden, dass geschlechtliche Berufswahl nicht nur eine Folge struktureller Ungleichbehandlung ist, sondern auch ein psychologisches Phänomen. So fragt sich, warum junge Leute zu Zeiten, da Berufe nicht mehr vererbt und geschlechtliche Barrieren zumindest formal eingeebnet sind, willentlich an geschlechtlich normierten Arbeitsinhalten festhalten und diese zur Identitätsstiftung heranziehen. Besonders denkwürdig wirkt dieses Phänomen bei jungen Frauen. Obwohl die meisten von ihnen berufliche Pläne so hoch bewerten, dass sie sogar hochgeschätzte familiäre Wünsche dafür zurückstel-

len (Fobe und Minx 1996), halten sie an traditionellen Frauenberufen fest und nehmen die bekannten Nachteile in Kauf.

Ich beleuchte dieses Phänomen aus psycholinguistischer Sicht. Ausgehend von der Annahme, dass die Affinität von funktionsteiliger Arbeit und Geschlecht kein natürliches, sondern ein kulturelles Muster ist, will ich der Frage nachgehen, welche Rolle unreflektierter Sprachgebrauch bei der Verstetigung traditioneller sozialer Sinngebungsmuster spielt. Dabei werde ich zeigen, dass gebäuchliche Arbeitsbegriffe eine Geschlechtslogik übermitteln, deren Tradition mindestens in die Zeit der Spätaufklärung zurückreicht. Wie sich am Beispiel aktueller berufskundlicher Texte erweist, werden dadurch sowohl geschlechtlich normierte Arbeitskompetenzen als auch entsprechende Persönlichkeitsmerkmale referiert. Solche Sinnverbindungen dürften erheblichen Einfluss bei Lebensplanungs- und Berufsfindungsprozessen entfalten, nicht zuletzt deshalb, weil die Geschlechtsreferenz von Arbeitsbegriffen unauffällig ist. Sie erfolgt unabhängig vom grammatikalischen Geschlecht der Berufsbezeichnungen und ist mit kulturellen Denktraditionen so verwoben, dass sie nur schwer als solche zu erkennen ist.

Zur Herleitung dieses Zusammenhanges stütze ich mich auf die psycholinguistische Theorie der Kulturhistorischen Schule, die besonders durch Arbeiten Wygotskis bekannt ist. Sie beleuchtet die Sprache aus historischer und subjekttheoretischer Sicht und ermöglicht so, geschichtliche, sozialpraktische und psychologische Dimensionen der Symbolisation von Arbeit und Geschlecht zu erschließen. Um diese komplexe Sicht in der begrenzten Länge eines Artikels unterzubringen, werde ich einige Themenkomplexe nur anreißen.

Mein Aufsatz gliedert sich in drei Kapitel: Eingangs skizziere ich Eckdaten zur Geschichte geschlechtlicher Funktionsteilung. Im zweiten Kapitel stelle ich Grundannahmen der Kulturhistorischen Sprachtheorie vor und erörtere die Geschlechtslogik gängiger Arbeitsbegriffe, die ich dann im dritten Kapitel anhand aktueller Berufsbilder exemplifiziere.

1. Zur historischen Entwicklung geschlechtlicher Arbeitsbegriffe

Historische Forschungsarbeiten stimmen weitestgehend überein, dass die Identifikation von Geschlecht mit spezifischen Arbeitskompetenzen ein relativ modernes Muster ist, das mit der Konsolidierung der bürgerlichen Gesellschaft eine neue Weichenstellung erfahren hat (u.a. Hausen 1976, Mayer 1999). In der Frühen Neuzeit war das Mann-Frau-Verhältnis zwar patriarchalisch geordnet, doch beinhaltete die Vielfalt ständischer Arbeitswelten mit Ausnahme der historisch durchgängigen Zuständigkeit der Frauen für die Kindererversorgung keine allgemeine Schematisierung geschlechtlicher Fähigkeiten (Wunder 1993). Die Industrialisierung forcierte die räumliche und zeitliche Trennung von Erwerbs- und Familiensphäre. Mit der Entwicklung des bürgerlichen Familienmodells in

Gestalt des vollzeiterwerbstätigen Familienernährers und der häuslichen Mutter und Ehefrau korrespondierte die Durchsetzung eines männlich ausgelegten Berufskonzeptes, das arbeitsteilige Leistungs- und Qualifikationsmerkmale als individuelle Subjektattribute auswies (Mayer 1999).

Weil das männliche Berufeprofil bis heute normgebend ist, erscheinen weiblich tradierte Arbeiten, ob in Haus oder Beruf, als komplementäre Tätigkeiten mit geringerem Prestige. Männerberufe sind in der Regel spezialisierter und setzen eine qualifiziertere Ausbildung voraus als typische Frauenberufe, die eher durch Ganzheitlichkeit charakterisiert sind und notwendige Kompetenzen teils auf vorberuflich erworbenen sozialen Fähigkeiten aufbauen (Rabe-Kleberg 1992). Inhaltlich stellen die meisten industriellen und gewerblichen Männerberufe technische Arbeit im Sinne handwerklichen oder naturwissenschaftlichen Hervorbringens vor. Frauenberufe beinhalten vorwiegend reproduktionsbezogene oder – ähnliche Arbeiten, die Ende des 19./Anfang des 20. Jhdts. beruflich standardisiert wurden. Dazu gehören aus Dienstbotenarbeit hervorgegangene Dienstleistungsberufe sowie erzieherische, soziale und pflegerische Berufe (Schlüter 1987, Rabe-Kleberg 1992). Produktive Frauenarbeit, die als Fabrik-, Heim- oder landwirtschaftliche Arbeit bis Mitte des 20. Jhdts. den überwiegenden Teil der Frauenerwerbsarbeit ausmachte, gelangte nie in einen dem männlichen Ausbildungs- und Einkommensprofil gemäßen Status (Willms 1983). Vielmehr wurde das Schema produktiver Männer- und reproduktiver Frauenarbeit richtungsweisend für die Sozial- und Qualifikationsprofile neuer oder geschlechtsgewechselter Frauenberufe wie Sekretärin (Rabe-Kleberg 1992, Mayer 1999). Neben differentiellen hierarchischen Wertigkeiten verbindet sich mit jenem Schema auch eine unterschiedliche Qualität der sprachlichen Symbolisierung. Für Männerberufe finden sich präzisere Ausdrücke als für Frauenberufe, die eher diffus und alltagsnah symbolisiert sind.

Um die Entstehenszusammenhänge dieser Qualitätsunterschiede aufzuzeigen, skizziere ich thesenartig einige sozial- und ideengeschichtliche Entwicklungslinien:

(1) Moderner Arbeits- und Subjektbegriff: Mit Entwicklung der neuzeitlichen Techniken und Naturwissenschaften hat sich seit der Renaissance ein Arbeits- und Rechtsverständnis herausgebildet, das produkterzeugende Arbeit nach handwerklichem Vorbild als Ursache von Wertschöpfung, Eigentum und Recht ansieht (Böhme 1985, Riedel 1973, Hirschberger 1980). Mathematische Messung und auf gegenständliche Objekte gerichtete Verfahren wurden zum Inbegriff schöpferischer Rationalität. Im Kontext der Aufwertung warenproduzierender Arbeit zur kulturfundierenden Handlungsweise stand die Herauskristallisierung des individuellen Subjektes, welches bald das schöpferische Zentrum von Erkenntnis, Wertschöpfung und Recht verkörperte. Gleichwohl Frauen stets –

teils zeitlich vermengt mit, teils parallel zu familiärer Versorgungsarbeit – zu großen Anteilen herstellende, marktförmige Erwerbsarbeit geleistet haben (Wunder 1993, Willms 1983), gerierte der so unterlegte Subjektbegriff zur männlich konnotierten Kategorie. Schon unter den frühneuzeitlichen Verhältnissen familial organisierter Arbeit und Reproduktion (Wunder 1993) überschritt er sich sukzessive mit der namentlichen Identität des männlichen Familienvorstandes, der sich im Kontext patriarchalischer Rechts- und Berufsstrukturen zur ökonomischen und juristischen Nenneinheit familialer Erwerbswirtschaft entwickelte (Albrecht 2005). In Verbindung mit der Ausgrenzung der Frauen aus den Universitäten seit dem hohen Mittelalter und ihrer Verdrängung aus den Handwerkszünften seit dem 15./16. Jhd. deuten sich damit sozialgeschichtliche Dimensionen der Begriffsentwicklung an, auf deren Grundlage systematisches produktives Hervorbringen im bildungsbürgerlichen Diskurs der Spätaufklärung und Klassik als normatives Merkmal männlicher Arbeit generalisiert werden konnte. Seit dem ausgehenden 18. Jhd. schlug sich jenes Arbeits- und Subjektverständnis in einem individualisierten männlichen Berufsbegriff nieder, der persönliche Fähigkeit, Rationalität und Berufswahl repräsentierte (Mayer 1996).

(2) *Der berufstätige Bürger und die Frau:* Dass der moderne Subjekt- und Berufestatus nach der bürgerlichen Revolution zunächst Männern vorbehalten blieb, hat viele weitere Gründe. Unter anderem war die in den Vordergrund gerückte Frage der Kindererziehung ein wichtiges Motiv für die Durchsetzung eines Familienmodells, welches zugleich die reproduktiven Bedürfnisse des berufstätigen Bürgers und bevölkerungspolitische Staatsinteressen bediente (Hausen 1976, Honegger 1991). Anschauliches soziales Vorbild waren u.a. protestantische Pfarrfamilien, wo männliche Profession und weibliche Familienarbeit schon seit dem 16. Jhd. getrennt waren (Wunder 1993). Zur weiteren mentalen Verankerung dieses Familienmodells trug wesentlich das bildungsbürgerliche Deutungsmuster „Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976) bei, das ab Mitte des 18. Jhdts. in humanwissenschaftlichen Schriften, Literatur und Ratgebern kampagnenartig verbreitet und im 19. Jhd. philosophisch systematisiert wurde. Soziale Zuständigkeiten wurden hier als biopsychische Eigenschaften von Mann und Frau essentialisiert. Im männlichen Charakterbild wurden Merkmale der Berufsarbeit generalisiert, im weiblichen vorwiegend Merkmale der Kindererziehung (Hausen 1976). Das zuerst auf groß- und bildungsbürgerliche Lebensverhältnisse zentrierte weibliche Charakterideal wurde seit dem ausgehenden 19. Jhd. als bildungspolitische Folie sozial verallgemeinert und argumentative Grundlage staatlicher Sozialkampagnen zur Bewältigung der sozialen Industrialisierungsfolgen, besonders der Verelendung proletarischer Kinder (Mayer 1996, Sachße 2003).

(3) *Der mütterliche „Beruf“*: Eine große Rolle bei der Durchsetzung dieses Geschlechtskonzeptes spielte neben Anthropologie und Medizin auch die Pädagogik, die Mitte des 18. Jhdts. „Kindheit“ als bedeutsame Entwicklungsphase entdeckt hatte und entscheidend zur Verallgemeinerung des neuzeitlichen Mütterlichkeitsbildes beitrug (Honegger 1991, Mayer 1999). Seit Rousseau wurden geschlechtliche Erziehungsstandards festgeschrieben, die die schulische wie berufliche Bildung bis ins 20. Jhd. prägten. War der denkende, berufstaugliche Bürger Ideal der Knabenerziehung, zielte Mädchenerziehung – schichtspezifisch gebrochen – auf mütterliche und ehedrauliche Qualitäten. Damit einher ging die Modellierung eines weiblichen Sonderberufes, der mit dem modernen Beruf nur den Namen teilte. Im Mittelpunkt des 1789 erstmals von Campe formulierten Konzeptes stand das Bild der Frau als „beglückende Gattin, bildende Mutter und weise Vorsteherin des Hauses“ (Campe, zitiert nach Mayer 1999, 16). Der „natürliche Beruf“ der Frau entwickelte sich zum Leitbild der bürgerlichen Mädchenerziehung und wurde im Laufe des 19. Jhdts. auch für die Beschulung klein- und unterbürgerlicher Schichten bedeutsam (Mayer 1996). Professionalisiert wurde jenes Weiblichkeitskonzept Anfang des 20. Jhdts. mit Gründung der Sozialarbeit als wohltätigem Frauenberuf. Maßgeblichen Anteil daran hatte die bürgerliche Frauenbewegung, die ihre Gleichstellungsforderungen unter das der Fröbel'schen Pädagogik entlehnte Motto „Geistige Mütterlichkeit“ stellte (Sachße 2003). „Geistige Mütterlichkeit“, gedacht als moralisches Regulativ der technisch-rationalen Erwerbswelt, wurde Leitprinzip der neu entwickelten Erziehungs- und Sozialberufe und Argument für den Umbau der Krankenpflege in einen empathischen Frauenberuf (Bischoff 1994). Repräsentierte „Geistige Mütterlichkeit“ berufliche Erziehungs- und Sozialarbeit, die Frauen außereheliche Selbständigkeit gewährleistete, war der „natürliche Beruf“ der Ehefrau und Mutter die Folie der familiären Einbindung verheirateter Frauen und wurde Maßstab für die Zulassung von Frauen zu gewerblichen und kaufmännischen Berufen (Schlüter 1987).

Bereits aus dem kurzen geschichtlichen Abriss wird deutlich, dass der weiblich zugeschriebene Berufsbegriff ganz anders systematisiert wurde als der männliche:

Im *männlichen Berufsbegriff* verschränkt sich ein industriell überformtes handwerkliches Berufskonzept mit einem naturwissenschaftlich ausgeleuchteten Arbeitsbegriff. Mit dem Bedeutungsimplicitat „wertschöpfende Produktivität“ korrespondiert ein individueller Subjektbegriff, der durch „sachgerichtete Rationalität“, „Methode“ und „schöpferische Potenz“ näher bestimmt ist. Es finden sich Bezüge zu modernen Arbeitswerttheorien, die den Wert der Berufsinhaber analog dem Marktwert von Produkten quantifizieren. Anstelle des Standesschicksals signalisiert „individuelle Berufswahl“ persönliche Fähigkeit und Entschei-

dung. Wenngleich dieser idealtypische Begriff der Realität männlicher Berufsarbeit nur bedingt entspricht, repräsentiert er bis heute eine soziale Leitnorm männlicher Arbeit und Persönlichkeit.

Im Gegensatz dazu repräsentierte der *mütterlich-hausfrauliche* „Beruf“ geschlechtsuniverselle Zuständigkeiten. Das Leitmerkmal „Mütterlichkeit“ stellte eine geheimnisvolle Form von Subjektivität vor, die sich in keinem Sachprodukt vergegenständlicht und im Kontext quantifizierender Logik „unberechenbar“ wirkt. Zugespitzt formuliert gerierte es im Mainstream wissenschaftlich-philosophischer Diskurse zu einem Sammelbegriff für Handlungsqualitäten, die aus dem rationalen Subjektbegriff abgespalten und dennoch als notwendige Voraussetzung desselben gewertet wurden (Albrecht 2005). So vereint der dahinter liegende Weiblichkeitsbegriff widersprüchliche Aspekte. Er schreibt die Nachrangigkeit von Frauen fest, zugleich verweist er aber auf geheimnisvolle Formen empathischer Macht. Bei Rousseau (1762/1983) etwa, erwächst männliche Stärke daraus, dass die Frau den Mann den Stärkeren sein *lässt*. Hegel (1807/1988) begreift die Frau als Repräsentantin einer göttlichen Welt, die der weltlichen Vernunft vorausgesetzt ist, aber begrifflos bleibt. Eine ähnliche Denkfigur bedient die Metapher „Geistige Mütterlichkeit“ als moralischem Regulativ der technisch-rationalen Erwerbswelt, die als Deutungsfolie in die Aushandlung moderner personennaher Frauenberufe eingegangen ist und in aktuellen Berufsbildern fortwirkt.

Warum solche Deutungen bis heute mitgeschleppt werden und welche Wirkung sie in unserem alltäglichen Denken entfalten, will ich nun sprachtheoretisch herleiten:

2. Sprache als Mittel der Kommunikation und des Denkens

Meine psycholinguistischen Überlegungen stütze ich auf die Theorie der Kulturhistorischen Schule, besonders auf Arbeiten von Lew. S. Wygotski und Alexander R. Lurija. Zum besseren Verständnis stelle ich zuerst einige – stark vergrößerte – Grundaussagen dieser Theorie vor, die ich dann zur Erörterung geschlechtlicher Arbeitsbegriffe und ihrer psychologischen Wirkung heranziehe:

Die Kulturhistorische Schule versteht die Sprache als ein historisch entstandenes Symbolsystem, welches Mittel der sozialen Verständigung und Mittel des individuellen Denkens ist. Die Entwicklung der Sprache ist nach diesem Verständnis wechselseitig mit der kulturellen Entwicklung kooperativer menschlicher Tätigkeiten verbunden und wirkt als Kommunikations- und Denkmittel auf diese zurück (Lurija 1982, Wygotski 1993).

Eine grundlegende kommunikative und intellektuelle Funktion der Sprache ist die *Referenzfunktion*. Referenzfunktion (auch Gegenstandsbezogenheit genannt), bedeutet, dass sprachliche Zeichen (Worte oder

Gesten der Taubstummensprache) Zusammenhänge der dinglichen und sozialen Welt symbolisieren, indem sie Gegenstände (Dinge, Handlungen, Gefühle, Beziehungen etc.) referieren. Doch symbolisieren Worte Gegenstände nicht in ihrer menschenunabhängigen Seinsweise, sondern in der *Bedeutung*, die diese im Verlauf der Kulturentwicklung *für* die Menschen annehmen. Vereinfacht lässt sich vorstellen, dass Wortbedeutungen Erfahrungen und Kenntnisse einschließlich damit verbundener Motive und Wertungen repräsentieren, die im Zuge der Mensch-Umwelt-Auseinandersetzung beim Gebrauch, der Bearbeitung, Gestaltung und Erfahrung von Dingen und Verhältnissen zu Tage treten. Die Aussage allgemeinverständlicher Begriffe ist demnach im Zusammenhang von sozialer Arbeits- und Lebenspraxis mit der Kommunikation der daraus gewonnenen Erfahrungen, Erkenntnisse und Wertungen generiert und entwickelt sich auf demselben Wege weiter (Lurija 1982, Wygotski 1993).

Ähnlich wie bei der kindlichen Sprachentwicklung zu beobachten ist, wird zur kulturellen Sprachgenese angenommen, dass sie auf das Zusammenwirken von Tätigkeitspraxis und lautlicher Verständigung zurückgeht. Lurija (1982, 27) spricht diesbezüglich von „sympraktischen“ Prozessen, deren Annahme sich hinsichtlich der historischen Sprachentstehung auf etymologische Rekonstruktionen der Wortgeschichte stützt. Diese bezeugen, dass die Ursprünge heutiger Worte sehr anschauliche handlungspraktische und soziale Bezüge aufweisen und erst im Verlauf der Geschichte zu systematischen, wissenschaftlich ausgeleuchteten Begriffen verdichtet wurden. In modernen Sprachen finden sich sowohl anschauliche als auch systematische Begriffe, die jeweils unterschiedliche Denkqualitäten übermitteln.

Bezüglich *geschlechtlich normierter Arbeit* ist interessant, dass hier verschiedene Begriffsniveaus Anwendung finden. Im technischen Kontext werden meist wissenschaftlich systematisierte Begriffe gebraucht, die hervorbringende objektgerichtete Methodik repräsentieren. Dazu gehören Begriffe wie „rational“, „exakt“, „konstruieren“, die im 16./17. Jahrhundert gebildet wurden. Für reproduktionsbezogene Arbeiten werden dagegen eher anschauliche, aus dem Mittelhochdeutschen (1050 bis 1350) überlieferte Begriffe verwendet wie „sorgfältig“, „kümmern“, „betreuen“, die emotionale und praktische Momente betonen (Duden 1989, Kluge 1999). Schon das ist ein Indiz der unterschiedlichen logischen Qualität männlich und weiblich konnotierter Kategorien.

Sprechen und Denken, Verallgemeinerung und sozialer Verkehr

Die These historischer Sprachentstehung impliziert einen engen Zusammenhang von kommunikativen und geistig-emotiven Sprachfunktionen und verweist mithin auf die Historizität der menschlichen Psyche. Eine zentrale Aussage Wygotskis, die auch den Leitfaden meiner Erörterung

geschlechtlich konnotierter Arbeitsbegriffe bildet, bezieht sich auf die interfunktionale Verwobenheit von Denken und Sprechen, Verallgemeinerung und sozialem Verkehr. Anhand der *Wortbedeutung* als kleinster interfunktionaler Spracheinheit weist Wygotski ein Charakteristikum der menschlichen Sprache auf, nämlich die Verbindung des *lautlichen Zeichens* mit seiner *semantischen Bedeutung*, die stets auf *Verallgemeinerung* beruht.

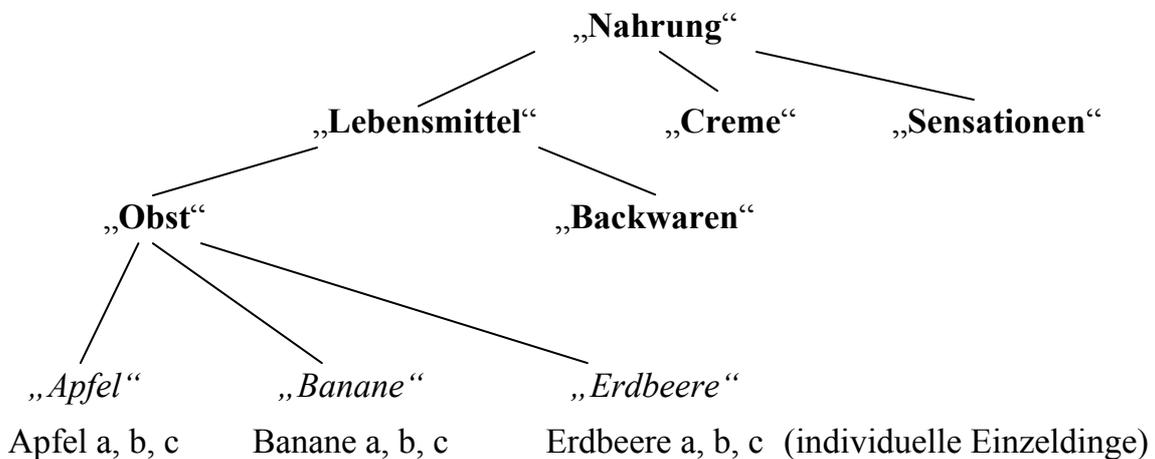
„Doch ist die Verallgemeinerung [...] ein *wortgebundener Akt des Gedankens*, der die Wirklichkeit völlig anders widerspiegelt, als sie in der unmittelbaren Empfindung und Wahrnehmung wiedergegeben wird. [...] Folglich stellt die Wortbedeutung in ihrer Verallgemeinerung einen Denkkakt im eigentlichen Sinne des Wortes dar. Doch gleichzeitig ist die Bedeutung ein integrierender Teil des Wortes als solchen, sie gehört in gleichem Maße zum Sprach- wie zum Denkbereich“ (Wygotski 1993, 11, Hervorh. im Orig.). Da Kommunikation ohne Zeichen ebenso unmöglich ist wie ohne Bedeutung, setzt sozialer „*Verkehr* [...] *notwendigerweise eine Verallgemeinerung und somit die Entwicklung der Wortbedeutung voraus*.“ (13, Hervorh. im Orig.). Die Wortbedeutung zeigt außerdem „daß ein dynamisches Bedeutungssystem existiert, welches eine *Einheit der affektiven und der intellektuellen Prozesse* darstellt“ (15, Hervorh. im Orig.).

Die Reichweite dieses Wygotski-Zitates erhellt sich ebenfalls anhand der Referenzfunktion der Sprache. Aus dieser nämlich wird ersichtlich, dass Worte nie Einzelheiten symbolisieren, sondern immer eine *Klasse von Dingen* oder *eine Klasse von Klassen*, die zu oberbegrifflichen Kategorien zusammengefasst sind. In ihnen sind gemeinsame Merkmale einzelner Dinge oder Klassen verallgemeinert. Soziale Verständigung erfordert die Zuordnung des Einzelnen zum Allgemeinen, da sonst nur auf situative Vielheiten hingewiesen werden könnte, für die kein gemeinsamer Begriff existierte. Zugleich ist Verallgemeinerung eine Funktion des Denkens. Denn Denken im Sinne ideellen, von der praktischen Handhabung gelösten Operierens setzt ebenfalls kognitive Schemata über die Gleichheit wesentlicher Merkmale voraus. Was das psychologisch bedeutet, sei an einem Beispiel erläutert :

Das Wort „Apfel“ repräsentiert gemeinsame Merkmale der Gestalt, des Geschmacks, des Gebrauchs und der Herkunft vom Baum. Von besonderen Merkmalen einzelner Äpfel, speziellen Größen oder Zeichnungen, ist abstrahiert. Die nächst höhere Ebene, auf welcher „Apfel“, „Erdbeere“, „Banane“ etc. zum Oberbegriff „Obst“ zusammenfallen, referiert nur noch unspezifisch süßen Geschmack, agrarische Herkunft und gemeinsame Gebrauchseigenschaften. Hier ist bereits von Gestalt und Pflanzenart abgesehen. Auf der folgenden Verallgemeinerungsstufe „Nahrungsmittel“ erscheint nur noch der Gebrauchswert. Waren die allgemeinen Merkmale auf den vorgenannten Ebenen noch an „Essen“ gebunden, bildet die nächste Ebene „Nahrung“ eine übertragbare Bedeu-

tung ab, die vom Essen abstrahiert und auf andere Vorgänge übertragen werden kann („Creme“ als Nahrung der Haut, „Sensationen“ als Nahrung von Gerüchten).

Begriffspyramide



Wortbedeutungen spiegeln die Wirklichkeit also völlig anders als die unmittelbare Wahrnehmung. In Worten sind wesentliche Merkmale *verallgemeinert* und vom Gesamterscheinen der Dinge *abstrahiert*. Durch Verallgemeinerung wesentlicher und Absehen von unwesentlichen Merkmalen können Klassen von Dingen im Wort zusammengefügt, *synthetisiert*, werden. Je höher die Klassifikationsebene, desto mehr ist der Gegenstandsbezug des Wortes von den konkreten Merkmalen der referierten Dinge gelöst und desto übertragbarer ist die Wortaussage auf andere Dinge und Verhältnisse.

Anhand der Begriffspyramide, die von konkreten Objektklassen zum allgemeinen Begriff aufsteigt, ist zu verstehen, dass Sprache eine Voraussetzung des klassifizierenden, analogiebildenden und schlussfolgernden Denkens ist. Es können analoge Funktionen so verschiedener Dinge wie Lebensmittel und Sensationen erschlossen werden. Anhand des logisch-hierarchischen Begriffsaufbaus lässt sich *deduktiv* vom allgemeinen Begriff auf wesentliche Gebrauchseigenschaften eines besonderen Dings schließen und *induktiv* vom Besonderen ausgehend das Allgemeine präzisieren. Indem das Allgemeine das Besondere definiert, referieren oberbegriffliche Kategorien kulturell hervorgehobene Bedeutungen der untergeordneten Begriffe. Zum Beispiel zeigt die Kategorie „Nahrung“ Gebrauchs- und Wertemerkmale der Subkategorie „Apfel“ generalisierend an. Ein Ding, etwa ein verdorrter Apfel, das oberbegrifflich referierte Gebrauchsschemata nicht erfüllt, wird bereits qua Begriffslogik defizitär. Schon das profane Beispiel lässt ahnen, wie stark sprachliche Logik mit Selektion und Bedeutungsübertragung verbunden ist, die unsere Wirklichkeitsauffassung einschließlich unserer emotiven Wertungen strukturieren.

Auch die Geschichte geschlechtlich konnotierter Arbeitsbegriffe gibt Prozesse der Abstraktion, Verallgemeinerung und Bedeutungsübertragung zu erkennen: So wurde im spätaufklärerischen Diskurs mit Hervorheben des Merkmals „Mütterlichkeit“ nicht nur vom Gesamterscheinen der Arbeit individueller Frauen abstrahiert, sondern von der Arbeits- und Lebensweise ganzer sozialer Schichten wie der Bäuerinnen oder Fabrikarbeiterinnen, die aus dem Interessensfokus des meinungsbildenden Bildungsbürgertums herausgefallen waren.

Selektive Kategorienbildung heißt nicht, dass oberbegrifflich abstrahierte Verhältnisse der Symbolsierung entzogen wären. Sie bedeutet „nur“, dass die *Aufmerksamkeit* auf kategorial betonte Gebrauchsfunktionen *gelenkt* wird, die *Wertemuster* transportieren. Soziale Praktiken, die, – wie produktive Frauenarbeit im hegemonialen Diskurs des 19. und beginnenden 20. Jhdts., – nicht mit oberbegrifflichen Merkmalen korrespondieren, werden unscharf oder defizitär gespiegelt. Nachzuvollziehen ist das am Beispiel der in Familienbetrieben arbeitenden Bäuerinnen und Handwerksfrauen, die die amtlichen Berufestatistik bis in die 1980er Jahre als „*mithelfende* Familienangehörige“ führte (Willms 1983, 35, Hervorh. von mir). Frauenfabrikarbeit, die durch die Verallgemeinerungsraster beider bürgerlicher Geschlechtsbegriffe fiel, wurde im vorherrschenden sozialpolitischen Diskurs gleich doppelt defizitär (Wobbe 1989). Widerspruch sie doch sowohl dem männlich verallgemeinerten Produktivitätsbegriff als auch der ehfraulich-mütterlichen Kategorisierung der Frauen. Dagegen wurde das ursprünglich familär festgelegte Leitmerkmal „Mütterlichkeit“ angesichts neuer sozialpolitischer Fragestellungen auf die gesellschaftsöffentliche Ebene sozialer Berufsarbeit *übertragen*. Bezüglich des technischen Arbeitsbegriffes sind Selektions- und Übertragungsprozesse gut am Begriffspaar „Rationalität“ und „Produktivität“ aufzuzeigen, die als oberbegriffliche Schemata aus der Gesamtheit kognitiver, emotiver und sozialer Tätigkeitsvollzüge *herausgelöst* und hernach als „bereinigte“ Leitkategorien definierend auf die sozialen Arbeitsdimensionen *rückübertragen* werden. Soziale Kommunikation scheint dadurch als rational kalkulierte, technisch zweckmäßige Bezugnahme auf. (Ich exemplifiziere solche Generalisierungen technischer Ratio später anhand der Berufsbildanalysen.)

Wenngleich Begriffsbildung komplizierter verläuft und die psychologische Wirkung der Sprache viel komplexer ist als ich hier zeigen konnte, wird doch vorstellbar, dass es mit Verbreitung der „mütterlich“ und „produktiv-rational“ verallgemeinerten Geschlechtsbedeutungen nicht nur machtpolitisch möglich, sondern auch für weite Bevölkerungskreise *logisch* und *wertegemäß* wurde, Frauenarbeit – trotz der beschriebenen Divergenzen zur Realgeschichte – als empathisches Gegenstück zu methodisch-produktiver Männerarbeit zu klassifizieren.

Entwicklungspsychologische Dimensionen

Lurija (1982, 34) charakterisiert die Sprache als ein Repräsentationssystem, das „die Welt verdoppelt“ und den Individuen ermöglicht, „sich die Erfahrungen von Generationen anzueignen“. Durch die Sprache „werden der Steuerung zugängliche subjektive Abbilder der objektiven Realität geschaffen, ..., mit denen er [der Mensch] sogar beim Fehlen anschaulicher Wahrnehmung manipulieren kann“ (Lurija 1982, 35). Das heißt, die Symbolfunktion der Sprache befähigt zum situationsunabhängigen gedanklichen Operieren und ist damit ein Mittel vorausschauenden Planens. Weil aber Worte Dinge nicht einfach abbilden, sondern deren Bedeutung repräsentieren, transferiert jeder Wortgebrauch zugleich kulturelle Sinnstrukturen, die zur Interpretation von Situationen und Erfahrungen herangezogen werden. Hinsichtlich der kindlichen Entwicklung schreiben Lurija und Judowitsch (1977, 42):

„Das Wort hat nicht allein deshalb eine grundlegende Funktion, weil es ein entsprechendes Objekt ... bezeichnet, sondern auch, weil es das notwendige Signal [Merkmal] abstrahiert und isoliert, die wahrgenommenen Signale verallgemeinert und auf bestimmte Kategorien bezieht. Diese Systematisierung der unmittelbaren Erfahrung macht die Rolle des Wortes bei der Ausprägung der geistigen Leistungen so außergewöhnlich bedeutsam.“

Entwicklungspsychologischen Studien zufolge hat der Erwerb der Kultursprache tiefgreifenden Einfluss auf die kindliche Persönlichkeitsentwicklung. Kinder werden nicht nur in kulturelle Gebräuche, Wissensbestände und Wertungen eingeführt, sondern es reorganisieren sich mit der Aneignung sprachlicher Bedeutungen *alle* kognitiven und emotionalen Prozesse (Lurija und Judowitsch 1977). Das wortgestützte Gedächtnis wirkt als Korrektiv der unmittelbaren Wahrnehmung und ermöglicht situationsübergreifendes, bedeutungshaftes Zuordnen. Die Aufmerksamkeit wird nicht mehr durch situative Reizkonstellationen, sondern durch den Bedeutungsbezug wortinduzierter Verallgemeinerungen gelenkt. Die Umsetzung von Interessen wandelt sich, weil sie nicht mehr durch die Situation, sondern den *Sinn* der Situation determiniert sind (Wygotski 1987). Weil die Sprache die Kategorien zur bedeutungshaften Einordnung von Dingen und Personen, einschließlich der eigenen Intentionen, Fähigkeiten, Sozialmerkmale etc. liefert, ist sie die Voraussetzung von Selbstbewusstsein und kultureller Orientierung. Zugleich ermöglicht der Spracherwerb die allmähliche Individuation des Kindes. Indem Kinder im Zusammenspiel von handlungspraktischer und sprachlicher Interaktion die kulturelle Symbolsprache erlernen, vermögen sie mehr und mehr, die von erwachsenen Bezugspersonen ausgeübten Lenkfunktionen in ihr eigenes Bewusstsein zu integrieren und ihr Handeln selbständig anhand sprachlicher Bedeutungen auszurichten (Wygotski 1993).

Das aber heißt, dass Sprachbedeutungen für reziproke gedankliche Abwägungsvorgänge genutzt werden, wo die kategoriengeleitete Ein-

schätzung der eigenen Person, der eigenen Fähigkeiten, Intentionen und Chancen ins Verhältnis gesetzt wird zur ebenfalls begrifflich unterlegten Abwägung von Handlungsbedingungen und Erfolgsaussichten. Mithin werden geschlechtliche und andere soziale Kategorien, die von Beginn an in den kindlichen Spracherwerb einfließen, als Orientierungsmittel wirksam. Neben, oder besser, in Verbindung mit sozialer Interaktion als vieldiskutierter Praxis alltäglicher Geschlechtszuweisung wird also der *innere Begriff*, der *intrapsychische, denkerische* Sprachgebrauch als Modus geschlechtlicher Selbstverortung und Handlungsausrichtung sichtbar. Denn ebenso wie sich interpersonale Interaktion häufig mit geschlechtlich spezifizierten sozialen und sachlichen Verrichtungen, Aufforderungen und Darreichungen verbindet, ist bezüglich intrapsychisch angewandter Geschlechtskategorien davon auszugehen, dass auch sie Mittel sind, sowohl die *sozialen* als auch die *sachbezogenen Aufmerksamkeiten und Wahrnehmungsperspektiven* selektiv zu richten. Bei hinreichender inhaltlicher Passung von inter- und intrapsychischer Begriffsverwendung kann man eine sich wechselseitig bestätigende kumulative Dynamik annehmen, deren alltagstaugliche Evidenz sich durch einschlägige Gegenstandssymboliken und Praktiken zusätzlich validiert. Dass daraus im Selbstbild niedergelegte geschlechtsdifferente Erfahrungen und zu Interessen verdichtete Gerichtetheiten erwachsen, die bei der Berufsorientierung mit entsprechenden Kategorien und Gegenstandssymboliken der Arbeitswelt korrespondieren, ist mehr als naheliegend.

Gleichwohl der individuelle Begriff stets auch durch persönliche Erfahrung, Bildung und Reflexionsfähigkeit geprägt ist, erfordert es erhebliche gedankliche Anstrengung, die konventionelle Aussagelogik und damit die intersubjektiv hergestellte Evidenz gebräuchlicher Sprachbedeutungen zu hinterfragen und zu modifizieren. Ähnlich wie Piaget konstatiert auch Wygotski (1993), dass die Fähigkeit zur Sprachreflexion ein ausgebildetes individuelles Begriffsniveau voraussetzt, das auf basaleren Stufen der ontogenetischen Sprachentwicklung aufbaut und sich zumeist erst ab dem frühen Jugendalter entwickelt. Am Beispiel der im Jugendalter zu bewältigenden Berufs- oder Studienfachwahl tritt mithin die Wichtigkeit einer reflektierten Sprachkultur als notwendigem Moment selbstbestimmter Lebensplanung und Bestandteil emanzipatorischer Strategien deutlich hervor.

Intersubjektiv-kulturelle Dimensionen

Hinsichtlich emanzipatorischer Anliegen ist die kulturhistorische These von der Geschichtlichkeit und lebenspraktischen Verwobenheit der Sprache u.a. deshalb aufschlussreich, weil sie funktionsteilige Arbeits- und Sozialpraktiken als Modalität sozialer Kategorienbildung zu erkennen gibt. Zugleich weist sie auf die subjektiven und damit auf gestalterische politische Dimensionen der Sprache hin. Denn sie beinhaltet, dass

sprachliche Logiken im Wege der Veränderungen gesellschaftlicher Praktiken und Systeme modifizierbar sind. Damit ist zwar nicht gesagt, Sprache sei willkürlich zu gestalten, doch wird sie als Mittel von Macht-ausübung wie auch als Mittel der Emanzipation erkennbar¹. Ich will das erläutern:

Da sich die Menschheit durch Gestaltung der Welt unter Erweiterungen von sozialen Lebensformen, Werkzeugen, Wissen und Sprache auszeichnet, begreift die Kulturhistorische Schule das Ineinandergreifen von sozialhistorischer und sprachlicher Entwicklung als sich wechselseitig anreichernden Prozess, in dessen Verlauf die kulturelle Praxis wie auch die Sprache weiterentwickelt werden (Wygotski 1993, Lurija 1982). Das sprachliche Symbolsystem repräsentiert demnach nicht unveränderliche Aussagen, sondern wird mit Entwicklung der gesellschaftlichen Praxis selbst fortentwickelt.

Nach Lurija (1982) umfasst ein Begriff ein ganzes Spektrum historisch und sozial differenter Sinngabungsaspekte, die um einen gemeinsamen Bedeutungskern kreisen. Dass Worte trotzdem allgemeinverständlich sind und lange historische Zeiträume überbrücken, beruht der Kulturhistorischen Schule zufolge darauf, dass Bedeutungen im Zusammenspiel mit überlieferten Begriffsinstrumentarien sozial- und arbeitspraktisch erschlossen sowie diskursiv ausgehandelt werden, was über Kooperation, Markt und Handel, Institutionen, politische und wissenschaftliche Diskurse etc. erfolgt. Was die Autoren nicht explizit ausdrücken, sich meines Erachtens aber logisch anschließt, ist, dass in jene Prozesse *Machtfaktoren* eingehen, die sich sowohl auf realhistorischer als auch auf diskursiver Ebene manifestieren. Einesteils strukturieren Machtverhältnisse menschliche Lebens- und Arbeitsweisen und beeinflussen somit die Haltungen auf die Bedeutungen von Dingen und Verhältnissen. Zugleich schlagen sich bei der Aushandlung von Begriffen subjektive Perspektiven, Interessen und damit auch ideologische Stilisierungen nieder.

Beispielsweise war das Wort „Acker“ im Mittelalter mit anderen Arbeitsverfahren und sozialen Verhältnissen assoziiert als heute. Dennoch repräsentiert es einen zeitübergreifenden Bedeutungskern, der auf gemeinsame Bearbeitungs- und Gebrauchsweisen hinweist. In der Wortbedeutung sind folglich *veränderliche historische* Praktiken und Verhältnisse miteinander verbunden. Das Beispiel zeigt auch, dass sprachliche Symbole *unterschiedliche soziale* Sichtweisen integrieren. So dürfte die

¹ Die Grenzen sprachlicher Bedeutungsmodifikation sind durch intersubjektive Verständlichkeit und die Nachhaltigkeit sprachlicher Konvention gegeben. Emanzipatorische Perspektiven sehe ich v.a. im Zusammenwirken von praktischer Veränderung und sprachlicher Reflexion. Wichtige Aspekte sind diesbezüglich auch das Wechselverhältnis von persönlichem Sinn und historischer Bedeutung (Lurija 1982 und Wygotski 1993) sowie die Entwickeltheit des Begriffsniveaus (v.a. Wygotski 1993), was ich hier aus Platzgründen nicht erörtern kann.

Sicht des Gutsherrn auf die Ackerarbeit *andere* Bedeutungsaspekte hervorgebracht haben als die Perspektive von Mägden und Knechten. Bedeutete „Acker“ für den einen Reichtum, Nutzen und Macht, so bedeutete es für die anderen wohl Plage und Abhängigkeit, zugleich aber auch Arbeitserfahrung und Wissen. Auch heute repräsentieren Worte differente subjektive Deutungen, die sich aus verschiedenen Perspektiven des Arbeitens, Gebrauches, Wissens etc. ergeben. Dennoch gibt es vorherrschende konventionelle (denotative) Aussagen, die bestimmte Merkmale der in Worten referierten Gegenstände hervorheben. Welche Merkmale das sind, ist nicht zuletzt eine Frage der Teilhabe an öffentlichen Diskursen. Und genau hier hält die Geschichte entscheidende Geschlechtsunterschiede vor.

Betrachtet man nun den Aufbau geschlechtlicher Berufsbegriffe, findet man zwei Ebenen machtpolitischer Einflussnahme: (1.) Auf *realhistorischer Ebene* gehörte die Jahrhunderte währende Ausgrenzung von Frauen aus Wissenschaft und beruflicher Institution zu den Bedingungen einer androzentrischen Kultivierung von Arbeitssystematik und Wissen, die in das sprachliche Repräsentationssystem eingegangen ist und im Zusammenhang der Zuständigkeit der Frauen für häusliche Reproduktion schließlich die kontradiktorische Generalisierung von „weiblicher Empathie“ und „männlicher Produktivität“ evident werden ließ. (2.) Auf der *Diskursebene* war es den aus öffentlichen Strukturen ausgegrenzten Frauen erschwert, ihre in Reproduktions- und Erwerbsarbeit gewonnenen Erfahrungen zum Begriff „weiblicher“ Arbeit einzubringen und zu verallgemeinern. Vor diesem Hintergrund zeichnen sich grundverschiedene Dynamiken der Begriffsentwicklung ab:

- Pointiert gesagt basiert der *männlich assoziierte Arbeitsbegriff* auf zwei kulturgeschichtlichen Strängen: auf dem handwerklichen Zunftwesen, das später auch eine Vorlage industrieller Arbeit bildete sowie auf der Entwicklung moderner Naturwissenschaften, die seit Galilei zum Prototypen neuzeitlicher Erkenntnis geworden waren (Böhme 1998). Im Zusammenspiel mit Markt und Handel, Politik und Recht wurde dieser Begriff seit der Renaissance arbeits- und wissenschaftspraktisch, alltagssprachlich, philosophisch und juristisch ausgeleuchtet. Im Austausch mit naturwissenschaftlichen, ökonomischen und juristischen Kategorien ging in seine Genese das praktische Erfahrungswissen der ausführenden Arbeitspersonen ein, das in Zünften, Berufsorganisationen, Gewerkschaften etc. öffentlich erörtert und schließlich zu einem systematischen modernen Berufsbegriff verdichtet wurde, der hervorbringende Berufsarbeit aus der *Innenperspektive der Arbeitenden* übermittelt und sie als Subjekte gegenständlicher Verfahren qualifiziert.

- Hingegen leiten sich der *mütterliche Sonderberuf* und der in seiner Tradition stehende Begriff *reproduktiver Berufsarbeit* stark aus der Beobachtung erzieherischer und versorgender häuslicher Praktiken her, die dem männlich schematisierten Berufssubjekt sozial vorausgesetzt waren und zur Zeit der französischen Revolution Gegenstand virulenter wissenschaftlicher und politischer Debatten unter männlichen Bildungsbürgern (Hausen 1976, Honegger 1991) wurden. Wenngleich ich es für falsch halte, mütterliche-ehefrauliche Begriffsinhalte, die auf lange tradierte Praktiken zurückgehen (Wunder 1993), als männliche Konstruktion zu begreifen (vgl. Albrecht 2005), sehe ich diesen Begriff von einer Diskurssystematik gezeichnet, an der Frauen aufgrund ihrer Ausgrenzung aus öffentlichen Wissens- und Berufsinstitutionen selbst kaum Teil hatten. Mit modernen Wissenschaften verbindet er sich dergestalt, dass Frauen nicht Subjekt, sondern *Objekt* von Medizin und Anthropologie wurden (Honegger 1991). Auch den Pädagogen waren sie zunächst nur Gegenstand selektiver Beobachtung und Zielgruppe guter Ratschläge (Albrecht 2005). So erfolgte die öffentliche Deutung von Frauenarbeit lange nicht aus einer Methoden und Inhalte vermittelnden Innenperspektive der Arbeitenden, sondern aus der zweckgerichteten äußeren Sicht von Pädagogen, Anthropologen und Staatsphilosophen, die sich bei der Stilisierung des „Naturwesens Frau“ (Honegger 1991), eines alten anschaulichen Begriffsrepertoires bedienten (Albrecht 2005). Im Ergebnis wurde der öffentlich kommunizierte Begriff weiblicher Empathie das klischeehafte Symbol einer Praxis, die Frauen zwar Jahrhunderte ausübten, die aber nicht in systematischen Begriffen zu fassen ist.

Zur Kontextualität konventioneller Begriffe

Bevor ich nun mit den Berufsbildanalysen zeige, wie sich die historische Logik dieser Begriffssysteme in der heutigen Umgangssprache fortsetzt, stelle ich eine Anmerkung zur Kontextualität von Begriffen voran, die zum Verstehen sprachlicher Normgebung wichtig ist:

Wie Lurija (1982) darlegt, ist die psychologische Wirkung der Sprache weit komplizierter als mit der Referenz- und Verallgemeinerungsfunktion gezeigt werden konnte. Hinter jedem Wort steht ein großes Feld assoziativer Verbindungen. Das heißt, jede Wortverwendung ruft ein *semantisches Feld* von damit konnotierten Begriffen hervor, aus dem eine Auswahl zu treffen ist. „Kochen“ ruft zum Beispiel Worte wie „Mama“, „Koch“, „lecker“ hervor, die gemäß der gewünschten Aussage zu wählen sind. Die hirneingebettete komplizierte Auswahl assoziativer Begriffsverbindungen bestimmt sich nach

- *kontextuellen* Gesichtspunkten, gemäß dem thematischen oder situativen Kontext eines Gespräches oder Gedankens,
- *subjektiven* Kriterien, wie Wortschatz, persönlicher Einstellung und Erfahrung,
- *sprachkonventionellen lexikalischen* Normen.

Lexikalische Normen, die begriffliche Assoziationen nahe legen und die Grundlage eines Satzes bilden, nennt Lurija *Valenzen*. Lexikalische Valenzen markieren Bezüge zwischen Personen, Dingen und Handlungen, verweisen auf Tätigkeitskontexte und führen in Sinnverbindungen ein. Valenzen ergeben sich aus der semantischen Zugehörigkeit eines Begriffes zu verallgemeinerten Kategorien und wechselseitig damit verbundenen Subkategorien. Zum Beispiel gehört „Frau“ zur Kategorie „Mensch“ und kann Subkategorien wie „klug“, „naiv“, „Mutter“, „Ingenieurin“, „Popstar“ zugeordnet werden. Je nach Auswahl der konnotierten Begriffe verändert sich die Aussage des Begriffes „Frau“. Doch lassen sich Begriffe nur innerhalb kulturüblicher Sinnzusammenhänge konventionell verbinden. Ergibt beispielsweise der Satz „Ingenieure berechnen und konstruieren Maschinen“ eine konventionell sinnvolle Aussage, wirkt die Komposition „Omas berechnen und konstruieren Sonntagsessen“ albern, obwohl manche Oma beim Kochen sicher rechnet und neue Menus erfindet.

3. Analyse aktueller Berufsbilder

Anhand der Berufsbilder „Dipl. Ingenieur/Ingenieurin Maschinenbau“ und „Dipl. Sozialarbeiter/Sozialarbeiterin“ sei nun exemplifiziert, wie per Beschreibung von Arbeitsqualitäten geschlechtliche Persönlichkeitsprofile entstehen. Der Deutlichkeit halber ziehe ich bewusst prototypische Männer- und Frauenberufe heran:

Der Ingenieurberuf ist repräsentativ für das moderne Arbeitsverständnis und gilt als normativ für männliche Arbeit. Sein Entstehen fällt zusammen mit der industriellen Revolution, als deren Protagonist er angesehen werden kann (Neef 1982). Die Berufsbezeichnung lässt sich ebenso wie die handwerkliche Berufstradition bis in die Antike zurückzuverfolgen. „Ingenieur“ geht auf *lat. ingenium*, „natürliche Begabung, Erfindergeist“ zurück (Kluge 1999). Seit dem 17./18. Jhdt. bedeutet dieser Name „Techniker mit theoretischer Ausbildung“, deckt sich also mit dem modernen Technikbegriff, der als Zusammenfassung von Ingenieurwissenschaften gebraucht wird (ebd.). Gemäß der berufüblichen Sprache ist im Berufsbild mit Tätigkeitsbegriffen wie „*planen*“, „*konstruieren*“, „*herstellen*“ gearbeitet, die systematisches Erzeugen referieren.

Sozialarbeit wurde, wie gezeigt, Anfang des 20. Jhdts. als Frauenberuf entwickelt. In der Tradition des spätaufklärerischen Frauenbegriffes unter dem Prinzip „Geistige Mütterlichkeit“ professionalisiert, blieb der

Beruf lange der Unterstützung einzelner Familien und Personen verhaftet, womit sich eher handlungspraktische Einzelfallarbeit verband als übertragbare Methodik (Sachße 2003). Mit dieser Berufsgeschichte korrespondiert eine stark auf empathische Hilfe abhebende Berufsterminologie. So lautet der programmatische Leitsatz des Berufes „*Hilfe zur Selbsthilfe*“, Arbeitsfelder tragen Namen wie „*Erziehungsbeistandschaft*“. Obwohl schon bei Gründung der ersten Studiengängen eine Integration von Handlungspraxis, Ethik, humanwissenschaftlichem und rechtlichem Wissen angestrebt war (Sachße 2003), arbeiten sich Fachhochschulen bis heute daran ab, diese Ebenen in ein tragfähiges sozialarbeitswissenschaftliches Kategoriensystem zu integrieren. Erst in jüngerer Zeit wurden Begriffe wie „*Jugendhilfeplanung*“ oder „*systemische Familienberatung*“ entwickelt, die stärker professionelle Systematiken referieren. Auch die Wortwahl dieser Berufsbeschreibung entspricht der (traditionellen) Berufsterminologie. Es dominieren Ausdrücke wie „*helfen*“, „*betreuen*“, „*kümmern*“. Eine andere Gruppe umfasst Verben wie „*vorbereiten*“ und „*organisieren*“. Beide Wortgruppen sind alltagsgebräuchlich und weisen im Gegensatz zu technischen Begriffen keine lexikalischen Valenzen zu wissenschaftlichen Kategorien auf.

Die analysierten Berufsbilder sind von der Bundesagentur für Arbeit als Material zur Berufsorientierung im Internet (<http://berufenet.arbeitsamt.de>, Stand Juni 2005)² veröffentlicht. Die zu Grunde liegenden Berufe sind soweit vergleichbar, als beide ein achtsemestriges Fachhochschulstudium mit integrierten Praktika voraussetzen.

3.1 Analyse des Berufsbildes *Dipl.-Ing. (FH) – Maschinenbau*

Die sachliche Arbeit des schöpferischen, rationalen Subjektes

Die wichtigsten Persönlichkeitsmerkmale des Ingenieurberufes sind gleich im ersten Textabschnitt vorgestellt. Der einleitende Satz, „*Maschinenbauingenieure und –ingenieurinnen (FH) entwickeln und konstruieren Maschinen und Anlagen*“, drückt mittels der gewählten Verben hervorgehobene berufliche Charakteristika aus: sachlichen Bezug, methodisches Vorgehen und schöpferische Kreativität. Objektbezügliches „*Entwickeln*“ repräsentiert komplexe Planungs- und Herstellungspotenz, „*Konstruieren*“ die dazugehörige technisch-mathematische Systematik. Die Berufspersonen treten also ihrem sachlichen Gegenstand als schöpferische, steuernde Subjekte gegenüber. Der Folgesatz, „*Neben Kundenwünschen haben sie technische Erkenntnisse sowie betriebswirtschaftli-*

² vgl. Originaltexte: <http://berufenet.arbeitsamt.de> – Suchbegriffe: *Dipl.-Ing. (FH) – Maschinenbau* und *Dipl.-Sozialarbeiter/in (FH)*. Jeweils unter Link *Tätigkeit: Tätigkeitsbeschreibung (Bild vom Beruf)*.

che Anforderungen zu beachten“ (Abs. 1, Satz 2), nennt die wichtigsten sozialen Bezugsgrößen des Berufes: „Kundenwünsche“, die sich im Maschinenbau unschwer als Zwecke von Industrieunternehmen identifizieren lassen, sowie „betriebswirtschaftliche Anforderungen“ als versachlichender Begriff regelhaft aufbereiteter ökonomischer Interessen, die in die Tätigkeitssteuerung wie auch in die Produktgestaltung einfließen.

Der zweite Absatz erläutert mit den Worten „*Erzeugnisse des Maschinenbaus sind heute in nahezu allen Lebensbereichen gegenwärtig*“ (Abs. 2, Satz 2) die gesellschaftliche Reichweite des Berufes. Eine Aufzählung beeindruckender Maschinen, die „*von handgeführten Bearbeitungsmaschinen bis zu ... computergesteuerten Fertigungsstraßen, von feinwerktechnischen Messgeräten bis zu ... Förderanlagen für den Bergbau oder von verfahrenstechnische Anlagen ... bis zu Fahrzeugen aller Art*“ (Abs. 2, Satz 3) reichen, versinnbildlicht sodann die Schaffenskraft seiner Akteure/Akteurinnen. Die Bedeutung der Berufssubjekte wird sozusagen durch den Begriff ihrer Produkte hindurch vergegenständlicht.

Im weiteren Textverlauf werden die subjektiven Merkmale dieser Produktivkraft als Trias von sachgerichtetem Erzeugen, Methodik und ökonomischer Ratio variantenreich präzisiert, wobei Soziales und Ökologisches etwas ins Abseits gerät:

Der dritte Absatz, der verschiedene Arbeitsgebiete ausleuchtet, führt in intuitive Subjektdimension der „*klassischen maschinenbaulichen Tätigkeit*“ (Abs. 3, Satz 3) ein. Getreu dem lateinischen Erfindergeist *ingenium* sind das produktive „*Ideen, die entweder die Neuentwicklung oder die Weiterentwicklung ... eines maschinenbaulichen Produktes betreffen*“ (ebd.). Ganz im aristotelischen Sinne „*verleihen*“ Ingenieure und Ingenieurinnen dann „*ihren Ideen über das rechnergestützte Konstruieren (CAD) Gestalt und Form*“ (Abs. 4, Satz 2). Hernach erweitert sich das Persönlichkeitsprofil um „*Vorstellungsvermögen*“ und „*Phantasie*“ (Abs. 5, Satz 2), methodisch wiederum gestützt auf die „*neuesten wissenschaftlich-technischen Erkenntnisse*“, die die Berufspersonen „*generell bei all ihren Tätigkeiten*“ (Abs. 5, Satz 1) beachten müssen. Als weitere Determinante beruflichen Handelns tritt in diesem Kontext wieder Wirtschaftlichkeit hervor. In etwas verquerer Diktion folgen schließlich soziale und ökologische Rücksichten. Wörtlich: „*Auch die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, wie Kosten und Zeitaufwand, und die Berücksichtigung absehbarer Auswirkungen der Technik auf Umwelt und Gesellschaft bestimmen ihre Arbeit*“ (Abs. 5, Satz 3).

Es erschließt sich erst auf den zweiten Blick, dass dieser Formulierung ungleiche Wertungen inne liegen: Während der wirtschaftliche Rahmen klar als Bedingung und mithin als integrale Funktion ingenieurwissenschaftlicher Prozesse ausgewiesen ist, zeigt die verschraubte Zeitperspektive einer „*Berücksichtigung absehbarer Auswirkungen der Technik auf ...*“ temporalen (und damit funktionalen) Nachrang von Umwelt und Gesellschaft an. Analog dem Begriff „*Technikfolgeabwägung*“, sind hier

Umwelt und Gesellschaft nicht als reziproke Bezugsgrößen technischer Denkprozesse integriert, sondern als objekthafte äußere Faktoren betrachtet, auf welche „die“ Technik eben „Auswirkungen“ hat.

Subjekte und Objekte des Maschinenbaus

Dass die verquere Bezugnahme auf Umwelt und Gesellschaft kein sprachlicher Ausrutscher ist, sondern einem traditionsreichen, Mensch und Natur objektivierenden Technikverständnis verhaftet ist, das in weiteren Textstellen durchscheint, zeigt die Passage zur gesellschaftlichen Reichweite des Berufes. Sie beginnt: *„Die Produktivität der Arbeit und die Mobilität von Menschen und Gütern hat sich durch den Einsatz von Maschinen gewaltig gesteigert“* (Abs. 2, Satz 1). Wenden wir uns der maschinell gesteigerten „Produktivität der Arbeit“ zu, haben wir einen geläufigen, stark verallgemeinernden Begriff, der Menschen objekthafte als Produktionsfaktoren fokussiert und von subjektiven Dimensionen maschinell gestützter Arbeit abstrahiert. Das semantische Subjekt des Satzes steckt in „Einsatz“ und verbindet sich syntaktisch mit dem Prädikat „Produktivität ... gewaltig gesteigert“. Die verdinglichende Aussage der Satzkonstruktion verlängert sich im gleichwertigen Anbinden von „Menschen und Gütern“ an maschinell gesteigerte „Mobilität“. Sucht man die menschlichen Urheber jener „gewaltigen“ (!) Entwicklung, findet man im Folgesatz *„Erzeugnisse des Maschinenbaus“* (Abs. 2, Satz 2). Im semantischen Feld von „Erzeugnisse“ stehen die erzeugenden Berufssubjekte, deren gesellschaftliche Gestaltungskraft sich dann in *„computergesteuerten Fertigungsstraßen“* etc. (Abs. 2, Satz 3) gegenständig manifestiert und sprachlich übermittelt.

In Verwendung geläufiger lexikalischer Verbindungen wird somit ein Subjekt-Objekt-Gefälle zwischen Maschinen konstruierenden und nutzenden Personen hergestellt, das sich über den Begriff der technischen Produkte übermittelt. Zu dieser Darstellungsart gehören stark verallgemeinernde, meist substantivierte Tätigkeitsbegriffe wie „Arbeit“, „Einsatz“, „Produktivität“ oder eben „Technik“, die die subjektive bzw. intersubjektive Qualität technischer Produktion und Anwendung verdecken und als „Sache“ aufscheinen lassen. Die Crux solcher Semantik ist, dass sie sowohl die zu Objekten degradierten Nutzerinnen/Nutzer von „Technik“ als auch die rational herstellenden Berufssubjekte versachlicht, sie im wörtlichen Sinne ent-antwortet. Denn es repräsentiert dieses Vokabular kaum Kommunikation. Ideen und Vorstellungen der Ingenieurin erscheinen sozial voraussetzungslos und sprühen ins Produkt. Wissenschaftliche Methodik als intersubjektiv generiertes Arbeitsmittel wirkt entmenschlich, eben objektiv. Die Verantwortung der Ingenieure/Ingenieurinnen verliert sich sprachlich in Rationalität und wird schließlich zur Rationalisierung:

Sachliche Interaktion und rationale Macht

Ein weiterer, ebenfalls konventionsgemäßer Satz, der die verdinglichende Aussage technischer Begriffe im intersubjektiven Bezug erhellt, lautet: „*Andere [Ingenieure/Ingenieurinnen] planen, organisieren und optimieren Arbeitsabläufe, überwachen die Herstellung, Montage, Inbetriebnahme, Instandhaltung ... von Produktions- und Fertigungsanlagen*“ (Abs. 3, Satz 6). Die Worte „*planen, organisieren, optimieren, überwachen*“ drücken eine regulierende Subjektposition aus, *ohne* sozialen Austausch anzuzeigen. Von diesen Strategien betroffene Personen erhalten keine subjektive Kontur, sondern verschwinden als Objekte technischen Strebens in abstrakten Begriffen wie „*Arbeitsabläufe*“, „*Montage*“, „*Inbetriebnahme*“. Wiederum zeigt sich der Effekt grammatikalischer Substantivierung: Indem Verben wie „*montieren*“ oder „*in Betrieb nehmen*“ als Substantive gebraucht sind, erhalten sie einen von ausführenden Personen abstrahierenden Verallgemeinerungsgrad. Die repräsentierten Arbeitspersonen werden zum grammatikalischen wie semantischen Objekt der Ingenieursarbeit, zur gegenüberliegenden Sache, die syntaktisch an sachbezüglichen Verben wie „*organisieren und optimieren*“ anschließt. So rufen Phrasen wie „*optimieren [von] Arbeitsabläufen*“ die Assoziation einer mächtigen rationalen Sachautorität hervor, die auch die Verantwortung der steuernden Berufssubjekte überdeckt. Doch ist diese „rationale Sachlichkeit“ im technischen Kontext so gebräuchlich, dass man spontan kaum auf die Idee kommt, ihre Autorität zu hinterfragen.

Insgesamt thematisiert das Berufsbild Zwischenmenschliches spärlich und wenn, technokratisch: Außerbetriebliche Interaktion wird durch Konstrukte wie „*Vertrieb maschinenbautechnischer Erzeugnisse*“ (Abs. 3, Satz 7) übermittelt. Wird Kommunikation hier überhaupt verbalisiert, ist sie mit hoch allgemeinen, technischen Ausdrücken wie „*anwendungstechnische Kundenberatung*“ (ebd.) aufgeladen, die die Aufmerksamkeit weit stärker auf technische Produkte und Kompetenzen lenken als auf kommunizierende Menschen. Kooperation erscheint in Form CAD-übermittelter Direktiven: „*Über ... Schnittstellen werden Datensätze an andere Computer-Software-Systeme weitergegeben, auf deren Basis die automatische Programmierung von NC - Werkzeugmaschinen und die Arbeitsplanerstellung für ... Fertigungsvorgänge erfolgt*“ (Abs. 4, Satz 4). Die in modernen Arbeitskontexten nachgefragte Teamarbeit ist zwar zum Textende mit der Forderung, „*Maschinenbauingenieure und –ingenieurinnen ... müssen sich in ein Team integrieren können*“ (Abs. 6, Satz 1), implantiert. Doch stellt sich da die Frage nach der Qualität und Wechselseitigkeit der Gespräche. „*Ihre Mitarbeiter/innen leiten sie an und motivieren sie*“ (Abs. 6, Satz 3) verweist kaum auf ebenbürtigen, berufsübergreifenden Austausch. Wie man sich in solchen Szenarien

Verständigung über soziale und ökologische Sinnfragen vorstellen könnte, die junge Frauen besonders interessieren, deutete sich bereits an.

Es lässt sich resümieren, dass der Text trotz geschlechtsintegrativer Berufsbezeichnung ein traditionelles männliches Persönlichkeitsbild auflegt, das durch Rationalität, Produktivität, Erfindergeist und Macht charakterisiert ist und kommunikative Fähigkeit wie soziale Umsicht eher vermissen lässt. Geschlechtsstilisierende Merkmale sind generalisiert, indem sachbezügliche Ausdrücke auf die sozialen Seiten des Berufes übertragen sind. Die Kontur dieses rationalen Subjekttypes ergibt sich besonders aus folgenden sprachlichen Konstruktionen:

- Tätigkeitsbegriffe zeigen systematisches Herstellen an, dessen gestaltungsmächtige Bedeutung sich über den Begriff der Produkte übermittelt.
- Substantivierungen verstärken semantische Subjekt-Objekt-Gefälle von Technik herstellenden und benutzenden Personen und versachlichen die (inter-)subjektiven Dimensionen rationaler Macht.
- Kommunikation, Kooperation und gesellschaftlicher Austausch sind überwiegend in Form maschinell vermittelter Wirkungen oder Direktiven vertextet oder mit technischen Wortkonstrukten aufgeladen, die die Aufmerksamkeit auf einschlägige Produkte und Kompetenzen lenken.
- Sozietät und Ökologie treten nicht als integrale Bestandteile technischen Denkens in Erscheinung und fallen hinter ökonomischen Funktionen zurück.

3.2 Analyse des Berufsbildes Diplom-Sozialarbeiterin/Sozialarbeiter

Diese Berufsbeschreibung arbeitet vorwiegend mit Alltagsworten. Darauf, dass der Beruf ein Studium voraussetzt, das human- und sozialwissenschaftliche Inhalte, Recht und Methodik integriert, fehlt jeder Hinweis. Professionelle Systematiken sind kaum thematisiert, Fachtermini nicht verwendet. Indem sich der Text in konkretistischen Aufzählungen von Klientelgruppen, Problemlagen, Einzel- und Gruppenangeboten ergießt, ist er der „geistig-mütterlichen“ Tradition des Berufes nicht nur qua Gegenstandsbereich verhaftet, sondern bedient sich auch einer entsprechenden Sprachlogik.

Bedarfsgerechtes Arbeiten und die stille Macht der Empathie

Schon der einführende erste Absatz legt ein Deutungsschema vor, das den gesamten Text semantisch organisiert: *„Diplom-S. helfen bei der Prävention, Bewältigung und Lösung sozialer Probleme. Sie unterstützen einzelne Menschen, Familien, bestimmte Personengruppen oder be-*

fassen sich generell mit den Lebensverhältnissen und dem Zusammenleben der Menschen in ihrem Gemeinwesen, zum Beispiel in einem Stadtteil. Sie helfen Menschen, Strategien für eigenverantwortliches Handeln zu entwickeln“. Der Beruf wird also vorgestellt als Vorsorge- und Bewältigungsinstanz für soziale Probleme aller Art. Die Zuständigkeit umfasst nicht nur „einzelne Menschen“ und „Personengruppen“, sondern „generell die Lebensverhältnisse und das Zusammenleben“. Diese große Aufgabe wird durch „helfen“ bewältigt, das sich in „unterstützen“ und „befassen“ differenziert. Begriffe, die Handlungssteuerung anzeigen, wie „Strategien“ oder „eigenverantwortliches Handeln“, qualifizieren nicht die Berufspersonen, sondern vermitteln sich vage über deren Klientel.

Auffällig sind hier zunächst zwei semantische Merkmale: Einmal das Missverhältnis zwischen hoch verantwortungsvollen, komplexen Aufgaben und einem Arbeitsbegriff, der außer empathiegetragener Praxis wenig vorstellt. Zweitens drücken sich berufliche Handlungsqualitäten, wenn überhaupt, über die Klientel als nutznießendem Personenkreis aus. Diese durchaus übliche Sprachlogik fokussiert personennahe Arbeit also nicht aus Sicht der handelnden Berufspersonen, sondern aus einer *äußerlichen Perspektive*, die idealtypische Ziele projiziert, aber weder die Qualität noch den Gegenstand der Arbeit genauer erfasst. Ähnlich dem Mütterlichkeitsklischee werden der soziale Auftrag und die moralische Funktion hervorgehoben, wobei nicht näher reflektierte persönliche Haltungen und Fähigkeiten einfach vorausgesetzt sind.

Welche Art Arbeits- und Persönlichkeitsbegriff daraus entsteht, zeigt u.a. die Passage: *„Sie haben in Abhängigkeit vom konkreten Tätigkeitsbereich mit Kindern, Jugendlichen und Familien, mit älteren Menschen, mit Menschen zu tun. Diese Menschen sind, zum Beispiel durch Armut, Arbeitslosigkeit, Wohnungsverlust, Straffälligkeit und Drogenkonsum in ... schwierige Lebensverhältnisse geraten“ (Abs. 2, Satz 1 und 2).* Das pauschale Verb „zu tun haben“ ist kein aussagekräftiges Prädikat, sondern wird erst über den Begriff der sozialen Bezugsgruppen qualifiziert. Berufarbeit erscheint dadurch anforderungsorientiert und vom sozialen Gegenüber her definiert. Weil unspezifisches „tun“ über unterschiedliche Klientengruppen präzisiert wird, wirkt das Arbeitsprofil diffus und situativ gesteuert. Das dazugehörige Subjektbild erscheint abhängig und sozial verwoben.

Ein anderes Beispiel lautet: *„Im Gesundheit- und Rehabilitationsbereich kümmern sie sich ... um AIDS-Aufklärung ..., arbeiten mit Drogenabhängigen, betreuen behinderte Menschen Sie helfen bei der Integration von Flüchtlingen oder kümmern sich um Frauen ... die vor Gewalt Zuflucht in Frauenhäusern suchen. Auch pädagogische Tätigkeiten im sozialen Bildungs-, Kultur- und Freizeitbereich, ... in Bildungsstätten, Heimen und in der betrieblichen Sozialberatung gehören zu ihrem Aufgabengebiet“ (Abs. 3, Satz 1- 3).* Aus der verwirrenden Vielheit scheinen weitere Merkmale des Arbeitsbegriffes auf: „Kümmern“,

„Betreuen“ und „Helfen“, alles Worte, die intentionale Haltungen hervorheben und sich mit weitestgefächerten Fähigkeiten verschränken. So entsteht der Eindruck schier unerschöpflicher sozialer Regulierungsfähigkeit, der jedoch mangels versprachlichter Methodik etwas archaisch Naturhaftes anhaftet. Auch hier scheint die Tradition des alten Weiblichkeitsbegriffes durch: Die Vision von der stillen, weil unbenannten Macht der Frauen, die schon Rousseau mit Urvertrauen formulierte.

Welche sozialpolitische Bedeutung jener methodisch unausgeleuchteten Empathie zugesprochen wird, spiegelt eine Passage, die „... vor allem die Lebensverhältnisse, das Zusammenleben und letztlich das Zusammenbringen der Menschen in einem Stadtteil, einer Gemeinde ... oder einem Milieu (Neubauviertel, Obdachlosengebiet, ...)“ als „Aufgabenbereich“ im Gemeinwesen (Abs. 4, Satz 7) formuliert. Bei aller Großartigkeit der Projektion bleibt die Frage, was und wie die Berufspersonen eigentlich arbeiten, floskelhaft und alltäglich beantwortet. Der Begriff ihrer Arbeit übermittelt sich über „erziehende, helfende, unterstützende, betreuende, fürsorgende und kontrollierende“ (Abs. 4, Satz 8) Verben, die an familiären Praktiken anknüpfen und neben „erziehen“ und „kontrollieren“ vor allem Eines signalisieren: irgendwie helfen.

Die verwaschene Aussage des Berufsbildes ist nicht nur eine Frage des Schreibstils, sondern eher ein allgemeines Problem personennaher Berufe: Es existiert kein griffiges Begriffsrepertoire, das intersubjektive Arbeitsprozesse angemessen repräsentiert. Im Unterschied zur Pädagogik, die als ursprünglicher Männerberuf auf einer langen, philosophisch unterlegten Tradition beruht und auch alltagstaugliche Begriffe für systematisches intersubjektives Arbeiten („Lehre“, „Didaktik“) vorhält, umfasst die Terminologie der Sozialarbeit weitgehend Begriffe, die der Umgangssprache entlehnt und sozialetisch geweitet sind. Beispiele sind Arbeitsfeldnamen wie „Jugendhilfe“ und „Jugendpflege“. Solche Konstrukte übertragen Worte wie „helfen“, die üblicherweise assistierende Tätigkeiten in begrenzten Situationen anzeigen, auf langwierige, kompliziert zu steuernde interpersonale Prozesse, die dann profan als „Hilfe zur Selbsthilfe“ aufscheinen. Weil empathische Worte die Bedürftigen fokussieren und diesen die handlungsauslösenden Impulse oder Bedarfslagen zuordnen, erscheint soziale Arbeit wie eine unspezifische Ergänzungstätigkeit. Mithin perpetuieren professionell aufgeblähte Hilfebegriffe eine Weiblichkeitsnorm, die soziale Verwobenheit und große Verantwortung beinhaltet, mangels angemessenem Methodenbegriff aber wenig Leistungsanerkennung übermittelt. Der Text reflektiert dazu im letzten Satz: „Generell müssen S. psychisch belastbar sein, das richtige Maß an Nähe und Distanz zu den Klienten und Klientinnen finden und außerdem ein hohes Maß an Frustrationstoleranz mitbringen“ (Abs. 6, Satz 5).

Das zuarbeitende Subjekt

Auch dieses Berufsbild generalisiert geschlechtsstereotype Merkmale. So beschränkt sich das Zuschreiben von Empathie, Angefordertheit und sozialer Verstrickung nicht auf direkte Interaktion („betreuen“ Behinderter), sondern wird auch auf objektivierbare Maßnahmen übertragen. Hierfür gibt es im Text zwei Modalitäten: Entweder ist Leistung an empathische Verben angeschlossen („helfen bei der Integration“), oder es sind Ausdrücke gewählt, die zuarbeitende Aspekte („vorbereiten“ gerichtlicher Maßnahmen) betonen. Beides banalisiert professionelle Arbeit und unterschlägt die spezifische Qualität intersubjektiver Verfahren, die sich etwa mit dem Konzipieren von Bildungsseminaren oder mediativen Verfahren bei Trennungs- und Scheidungsprozessen verbindet.

In Absatz fünf, der u.a. „*an Bedeutung gewinnen[de] Aufgaben*“ in „*Sozialmanagement*“, „*Planung*“ und „*Leitung*“ (Satz 1) thematisiert, ist um den Preis verschrobener Formulierung das Muster anforderungsartiger Arbeit eingebaut. Als seien Planung und Leitung in der Sozialarbeit ungewöhnlich, werden sie mit dem Attribut Bedeutungszuwachs und dem importierten Etikett „Management“ versehen. Gleiches gilt für „*Tätigkeiten im Bereich des Sozialcontrollings* (Abs. 5, Satz 2)“, die eingeführt sind, als handle es sich nicht um aufwendige evaluative Verfahren, sondern um banale Verrichtungen die „*Je nach konkreter Arbeitsaufgabe*“ mal eben „*anfallen*“ (ebd.). Gerade so, als ließe es die vorausgegangene Sprachlogik nicht zu, die Berufstätigen in einen leitenden, planenden Subjektstatus zu heben, wird schließlich der machtverheißende Ausdruck „*Sozialmanagement*“ an „*enge Zusammenarbeit mit ... Aufsichtsbehörden*“ (Abs. 5, Satz 3) zurückgebunden.

Ich fasse zusammen: Der Text bedient alte Zuschreibungen an Frauenarbeit wie diffuse Alltäglichkeit und Empathie. Sie erwachsen einer alltagssprachlichen, äußerlichen Begriffsperspektive, die die fachliche Sicht der Arbeitssubjekte vernachlässigt. Mit dieser Diktion werden der Berufsgeschichte anhaftende Weiblichkeitsmuster übersteigert statt korrigiert. Formuliert ist ein handlungspraktischer, anforderungsinduzierter Arbeitsbegriff, der die Berufspersonen komplementär zu ihrer Klientel fasst und professionelle Qualitäten unterschlägt. Statt planender, selbständiger Subjekte treten sozial verwobene, situativ agierende Personen auf. Im Zentrum des Berufsbildes repräsentiert ein aufgeblähter Hilfebegriff empathisches Handeln unter Vernachlässigung von Wissen und Methodik, wobei das unterlegte quasi-natürliche Empathieverständnis den Widerspruch zwischen situativem Agieren und weitreichender Regulierungskompetenz überbrückt.

Geschlechtsstereotype werden besonders durch folgende Sprachmuster erzeugt:

- Umgangssprachliche Verben, die Hilfe oder Zuarbeit hervorheben, unterschlagen die Qualität und Komplexität intersubjektiver Arbeit.
- Indem Tätigkeitsbegriffe durch unterschiedlichste Klientelgruppen prädiert sind, wirkt die Arbeit anforderungartig und diffus.
- Die Kombination methodisch unausgeleuchteter Empathie mit breitestgefächerten Aufgaben bedient die alte Projektion allseitiger mütterlicher Sorge und Problemlösungskompetenz.

4. Fazit

Vergleicht man die Subjektkonstruktionen der Berufsbilder, ergeben sich Parallelen zu den „Geschlechtscharakteren“ der Spätaufklärung. Den sachlichen, hervorbringenden Subjekttyp des Ingenieurberufes zeichnen *kulturelle* Methoden wissenschaftlicher Rationalität aus. Dem steht das zwischenmenschlich verwobene Personenmodell des Sozialberufes gegenüber, welches auf einem nicht näher ausgeleuchteten Verständnis von Empathie basiert. Ergänzend sei angefügt, dass sich ähnlich stereotypisierende Beschreibungen auch auf der Ebene gewerblicher Technik- und schulischer Sozialberufe finden, wobei die technischen Berufsbilder hier eine geringere Machtausstattung signalisieren (Albrecht 2005).

Angesichts der geschlechtsintegrativen Formulierung „Ingenieur/Ingenieurinnen“ und „Sozialarbeiter/Sozialarbeiterinnen“ ist anzunehmen, dass diese Art berufskundlicher Geschlechtsreferenz unbeabsichtigt ist. Es zeigt sich also, dass bereits der konventionelle Sprachgebrauch traditionelle Geschlechtspsychologien bedient, ohne dass das gewollt oder bewusst sein muss. Solche Effekte erklären sich aus der Historizität der Sprache, genauer gesagt daraus, dass sich kulturelle Konventionen in den Bedeutungen, lexikalischen Anschlüssen und semantischen Feldern von Begriffen niederschlagen. Dadurch werden im alltäglichen Sprachgebrauch Sinnverbindungen reproduziert, die soziale Merkmale und Arbeitsverfahren in kulturüblicher Weise zusammenführen und qualifizieren. Eine große Rolle spielt dabei, unter welchen Leitkategorien Worte organisiert sind. Da „Technik“ mit „Rationalität“ und „autonomes Subjekt“ verschränkt ist, bezeichnen technische Tätigkeitsbegriffe systematische Methoden selbständiger Subjekte, die materielle und auch soziale Objekte erkennen und gestalten. Sozialkommunikative Fähigkeiten gehören, gleichwohl sie in technischen Berufen zunehmend nachgefragt sind, (noch) nicht zum gebräuchlichen Referenzrahmen von „berechnen“ und „konstruieren“, geschweige denn Empathie und Emotion. Arbeiten, die dem Leitbegriff „Mütterlichkeit“ verhaftet sind, werden durch empathische Alltagsbegriffe repräsentiert. Bei Phrasen wie „helfen bei der Integration von Flüchtlingen oder kümmern um Frauen“ signalisiert „helfen“ unspezifische Zuarbeit, „kümmern“ emotionale Intention und Sorge. Beide Worte referieren aus der Situationswahrnehmung ge-

steuertes Anpacken und stehen männlich normierten Merkmalen wie Erkenntnis, Systematik und sachliche Vergegenständlichung qua Sprachkonvention kontradiktorisch gegenüber.

Bei beiden Textbeispielen ist klar, dass sie Klischees vorstellen. Weder kommt man im technischen Beruf ohne Emotion, Empathie und soziale Fähigkeiten aus, noch lässt sich Sozialarbeit ohne Kognition, Methode und Vergegenständlichung von Problemlagen und Konzepten vollziehen. Doch ist bei aller Klischeehaftigkeit anzunehmen, dass diese unreflektierte Art sprachlicher Geschlechtsreferenz eine verbreitete Form der alltäglichen Reproduktion traditioneller Geschlechtsstereotype vorstellt, die sich durch verbale und mediale Kommunikation übermittelt und als sprachgeleitetes individuelles Denken bei Prozessen der Selbsteinordnung und Handlungsorientierung wirksam wird.

Die Aussage noch einmal aufnehmend, dass die Sprache unser Denken und Handeln strukturiert, fasse ich zusammen:

Weil berufsgebräuchliche Begriffe historisch entstandene Geschlechtsdeutungen referieren, trägt unreflektierter Sprachgebrauch erheblich zur Verstetigung stereotyper Persönlichkeits- und Kompetenzauffassungen bei. Da sprachliche Verallgemeinerung beinhaltet, dass soziale Erkennungsmerkmale selektiv hervorgehoben sind, werden im alltäglichen Sprechen und Denken selektive Deutungen transportiert. Nach dem Muster, „es ist doch wahr, dass sich Sozialarbeiterinnen/Sozialarbeiter um menschliche Probleme kümmern und Ingenieure/Ingenieurinnen Maschinen konstruieren“, gerät aus dem Blick, dass diese Wahrheiten Teilwahrheiten sind. Zwar sind traditionelle Sprachmuster durch praktische Erfahrung, Wissen und Reflexion aufzubrechen. Doch ist anzunehmen, dass sich junge Berufssuchende, die geringe Einblicke in berufliche Praktiken haben, von der unreflektierten Geschlechtstypologie alltagssprachlicher Informationsquellen beeindruckt lassen. Eine reflektierte Sprachpraxis wäre eine lohnenswerte berufs- und bildungspolitische Perspektive.

Literatur

- Albrecht, Isolde (2005): Unveröffentlichte Dissertation zum Thema Sprache, Geschlecht, Beruf
- Bischoff, Claudia (1994): Frauen in der Krankenpflege. Zur Entwicklung von Frauenrolle und Frauenberufstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/M – New York
- Böhme, Gernot (1985): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 10. Arbeit. Frankfurt/M
- ders. (1998) Einführung in die Psychologie. Frankfurt/M.
- Bundesagentur für Arbeit, Nürnberg (2005). www.berufenet.arbeitsamt.de
- Duden (1989), Herkunftswörterbuch. Mannheim
- Fobe, Karin u. Bärbel Minx (1996): Berufswahlprozesse im persönlichen Lebenszusammenhang. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 1996. Nürnberg

- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart, S. 363-393
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes. Hgg. von Friedrich Wessels u. Heinrich Clairmont (1988). Hamburg. Ersterscheinen 1807
- Hirschberger, Johannes (1980): Geschichte der Philosophie. Bd. II, Freiburg i. Br.
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Frankfurt/M – New York
- Klevenow, Gerd-Holger (1996): Geschlechtsspezifische Interessenschwerpunkte und berufliche Orientierungen. In: Karen Schober u. Maria Gaworek (Hg.): Berufswahl. Sozialisations- und Selektionsprozesse an der ersten Schwelle. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 202. Nürnberg, S. 97-112
- Kluge, Friedrich (1999): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin – New York
- Lurija, Alexander Romanowitsch (1982): Sprache und Bewußtsein. Köln
- ders. u. Faina Jakovlevna Judovic (1977): Die Funktion der Sprache in der geistigen Entwicklung des Kindes. Düsseldorf
- Mayer, Christine (1996): Zur Kategorie „Beruf“ in der Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. In: Elisabeth Gumpler u. Elke Kleinau (Hg.): Frauen in pädagogischen Berufen, Bd. 1, 1996, S. 15-38
- dies. (1999): Bildungsentwürfe und Konstruktion der Geschlechterverhältnisse zu Beginn der Moderne. In: Britta L.Behm, Gesa Heirichs u. Holger Tiedemann (Hg.): Das Geschlecht der Bildung – die Bildung der Geschlechter. Opladen, S. 13-29
- Neef, Wolfgang (1982): Ingenieure – Entwicklung und Funktion einer Berufsgruppe. Köln
- Rabe-Kleberg, Ursula (1992): Frauenberufe – Zur Segmentierung der Berufswelt. Hannover
- dies. (1993): Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise traditioneller Frauenberufe. Bielefeld
- Riedel, Manfred: Arbeit (1973). In: Krings, Hermann/Baumgartner, Hans Michael/Wild, Christopf (Hg.): Handbuch philosophischer Grundbegriffe, Bd.1. München, S. 125-141
- Rousseau, Jean-Jacques (1983): Emil oder Über die Erziehung. Paderborn, München, Wien, Zürich. Ersterscheinen Paris 1762
- Sachße, Christoph (2003): Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871 bis 1929. Weinheim/Basel/Berlin
- Schlüter, Anne (1987): Neue Hüte – alte Hüte? Gewerbliche Berufsausbildung für Mädchen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Düsseldorf
- Ulrich, Joachim / Krewerth, Andreas / Tschöpe, Tanja (2004) Berufsbezeichnungen und ihr Einfluss auf das Berufsinteresse von Mädchen und Jungen. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, 27. Jg. Heft 4
- Willms, Angelika (1983): Grundzüge der Entwicklung der Frauenarbeit von 1880 bis 1980. In: Müller, Walter/Willms, Angelika/Handl, Johannes: Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980. Frankfurt – New York, S. 25-54
- Wobbe, Theresa (1989): Hausarbeit und Beruf um die Jahrhundertwende. In: Marion Klewitz, Ulrike Schildmann u. Theresa Wobbe (Hg.): Frauenberufe – hausarbeitsnah? Pfaffenweiler, S. 25-57
- Wunder, Heide (1993): Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Zur geschlechtsspezifischen Teilung und Bewertung von Arbeit in der Frühen Neuzeit. In: Karin Hausen (Hg.): Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Göttingen, S. 19-39
- Wygotski, Lew Semjonowitsch (1987): Arbeiten zur psychischen Entwicklung der Persönlichkeit. Bd. 2. Köln
- ders. (1993): Denken und Sprechen. Frankfurt/M. Originalausgabe Moskau 1934